

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 71.

Samstag, 21. März.

1931.

Die vertauschte Lotosblume / Roman von Erica Grunz-Pöcher.

(20. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Don Ramon hatte auch hier Gegner. Er hatte aber auch hier viele Anhänger, die ihn in seinen Ansichten und Absichten verstanden, seine überragenden früheren Dichtungen bewunderten und schätzten, und die ebenfalls aus Unzufriedenheit über die Vergewaltigung der öffentlichen Meinung in Spanien es vorzogen, hier in Paris zu leben. Auf alle Fälle war Don Ramon auch hier ein umstrittener Mann. Für die einen ein Rebelle, ein Aufwiegler, ein unruhiger Kopf. Für die anderen ein Mann, der seiner Zeit vorausseilte, der den Mut besaß, das zu sagen, was tausend andere aus Angst verschwiegen. Ein Märtyrer seiner politischen Gesinnung. Für alle aber ein Mann von überragendem literarischem Können.

Er vergnug sich in seinem Sessel hinter der hohen Logenwand und wartete. Er wollte in Stimmung kommen, wollte in Stimmung bleiben.

Denn er dachte an Majan und wußte sie dort hinter dem Vorhang in ihrer Garderobe, zitternd und bebend vor Freude, daß diese langersehnten Stunden nun gekommen waren. Er dachte unaufhörlich an sie. Ihre demütige, dankende Liebe war ihm ein Entgelt für die Heimat, die ihn von sich stieß.

Ach nein, sagte er sich, während der Schmerz sich in ihm festbohrte, es war doch die Heimat nicht, — nicht alle, nicht sein Volk, sondern eine kleine Schar von denjenigen, die vor einigen Jahren die Gewalt an sich gerissen, den König in seinen Rechten verkleinert, unter trügerischen Versprechungen, binnen Jahresfrist wieder die legislativen Rechte walten zu lassen!

Der Vorhang hatte sich inzwischen gehoben, die Musik mit typischen Stücken begonnen, in denen das Schlagwerk eine große Rolle spielte. — Es begann sehr bunt auf der Bühne zuzugehen. Sehr lustig, sehr schick, ohne auch nur an Nacktheit oder Undezenheit zu streifen. Es kamen Pyrenäenlandschaften, Vaskentänze, — dann wieder Bilder und Szenen aus Paris.

Plötzlich fuhr er auf. Jetzt kam die Einlage mit Majan!

Gerade nach der lärmenden Musik vorher, den rasenden, wirbelnden, sich fast überhastenden Tänzen fiel jetzt die sanfte Stille um so angenehmer auf, in der ein künstlerisches Cello solo eine sehnstüchtige Melodie durch den weiten Raum trug.

Das Publikum wartete immer gespannter. Als Hintergrund eine tropische Landschaft, an der Seite ein von Palmen überragtes Bambushaus. Einige hohe Daturastauden reckten ihre großen trompetenförmigen weißen Blütenkelche empor. Die Sonne schien sehr schräg durch feinblättrige Bambusse. — — —

In das dunkle Cellospiel klang jetzt leises, noch in der Ferne sich bewegendes Kastagnettenklappern. Immer näher zog es sich, um ein Weniges steigend, — da tauchte das Malayenmädchen auf, das in seinen heimatischen Tanz verstrickt ist.

Majan, die Exotin.

Man enträtselte jetzt in dem versinkenden Sonnenschein ihre gazellengleiche, zierliche und bewegliche Gestalt, ihre gerundeten Bewegungen, ihre stolze Haltung. Mit Erstaunen verfolgte man ihren Tanz. Nichts von Rafferei, nicht von wilder Ekstase. Gemessen, ver-

halten, und doch von dunkelblütigem Temperament, tanzte dieses Malayenmädchen seine Weisen, zu denen das leise, sehnstüchtige, ebenso dunkel im Tone gefärbte Cellospiel harmonierte. Ab und zu fiel ein dumpfer Paukenschlag dazwischen.

Die zierlichen Füße trugen winzige Pantöffelchen aus purpurnem Samt und Goldstickerei und hoben und senkten und drehten sich in ihnen mit erstaunlicher Sicherheit. Und während jetzt einige Seigen eine lebhafter werdende Melodie dazwischen streuten, wurde auch ihr Tanz etwas lebhafter, mit einer immer noch verhaltenen Raffigkeit.

Don Ramon nahm sein Opernglas. Mit Erstaunen erkannte er das echte Kostüm am Körper von Majan. Sie hatte vorher geklagt, daß das hier eilig angefertigte nicht annähernd so schön und echt wirkte wie ihr verlorenes. Wie kam es jetzt wieder in ihren Besitz?

Das war der Tanz, in dem er Majan damals in ihrer Heimat zum ersten Mal gesehen und in dem sie sogleich einen so faszinierenden Eindruck auf ihn gemacht! Er lächelte, wenn er an ihre andern Kameradinnen, an diejenigen Malayinnen dachte, die man in Manila spöttisch mit dem Namen „Tanztänzerinnen“ belegte. Die Amerikaner hatten die Philippinen ihrer Rückständigkeit, ihrer Romantik beraubt, die die spanischen Kolonisatoren ihnen einst gelassen. Jetzt gab es einen amerikanischen Unternehmer in Manila, der hatte eine riesige Halle erbaut. In ihnen trant und tanzte das internationale Matrosen- und Seemannsvolk, deren Schiffe im Hafen von Manila anlegten. Hier verbrachten sie die sternenhellen, köstlichen Tropennächte und tanzten mit den flinken, bebenden, musikalischen Malayenmädchen, die der Unternehmer aus ihren Bambushäusern herbeigelockt. Sie erhielten vor Eintritt eines jeden Tanzes von ihrem Matrosen oder Seemann ein Geldstück als Obulus. Dafür tanzten sie mit ungeheurem Rhythmus all die abentheuerlichen, abgehackten, aus Amerika importierten Schimmys, Black-bottoms, Charlestons. Wegen dieser allgemein anerkannten Abmachung gab man ihnen den Spitznamen: „Tanztänzerinnen“.

Ach, Majan hatte nie zu ihnen gehört! Sie war nur in eigenen, erdachten Tänzen aufgetreten, war stets reserviert gewesen. Manche sagten ihr nach, es rolle Westizyblut in ihr, manche hielten sie für eine reinrassige Malayin. Allen war sie immer etwas Besonderes geblieben. So wunderte sich auch niemand, als der spanische Literat ihr Bewunderer wurde, — und sie ihm bei seiner Rückkehr in die Heimat in die Ferne folgte.

Langsam entschlüpfte das Malayenmädchen wieder seitwärts in den Schatten der Palmen, im Schein einer feingetönten, alles plastisch belebenden Abendröte. — Das zarte Kastagnettenklappern verhallte in der Ferne.

Das nun ausprasselnde Beifallsklatschen bedeutete für Don Ramon fast eine innere Befreiung. Seine Nerven waren bis zum Zerreißen gespannt. Eine Premiere war immer etwas Unberechenbares. Und Majan war krank aus Deutschland gekommen, — das

Jaß, das ahnte er, trotzdem sie sich stets heldenhaft zusammen nahm und sich vor fiebernder Erwartung aufrecht hielt.

Die Exotin hatte auch heute hier gefallen! —

Jetzt schoben sich andere, wieder buntere, lärmende Bilder dazwischen, Geschirrhändlerinnen in ihrer schmutzen Tracht unter der alten Römerbrücke von Toledo. Ein Brautpaar unter dem Schnee duftender Orangenblüten in den Orangenhainen von Valencia. Dann Aragonesen mit ihrer feurigen, rhythmisch gestampften Jota.

Und nun „der Triumph des Manton de Manila“.

Eine Schar von jungen Andalusierinnen in Tracht städten an einem riesigen Manton. Ein großes vierseitiges Stück weißer Seide, umgrenzt von herrlichem, weich rieselndem feinem Fransenwerk. Und während sie an ihm städten, sank er langsam, langsam zu Boden, indes die Sonne sich veränderte. Der Seidenmanton wurde zu einem Schleier, der sich jetzt vor einer Urwaldlandschaft weggog.

In der Tiefe der Szene leuchtete ein See auf. Die Musik wurde sehr diskret. Nur einige Geigen zogen die Melodie eines deutschen Schumannliedes durch diese Stille, dieses Schweigen. Ein Urwald mit wucherndem Dickicht umgab den See und schien seine Geheimnisse hüten zu wollen. —

Aus dem See entstieg jetzt im Mondschein die Lotosblume. —

Langsam, sehr langsam, als würde die Blume gleichsam nun erst geboren.

Wie sie ihre schönen Glieder in der Gewalt hatte, zu den unendlich langsamen Bewegungen träumenden, erwachenden Lebens!

Aus weißem Blütenkelch und weißen, sich breiten den Blättern entstieg nun weiter ihre Gestalt, sie zeigte jetzt das wundervolle Ebenmaß. Über die Brust trug sie den golddurchwirkten Seidenstoff des Orients. Vom Leib ab, über die Hüften fielen weiche andersfarbige Seidenraffungen. Eine sehr lange Kette von goldenen Kugeln in doppelter Reihe glitten vom Hals bis zum Schoß herab. Die langen goldenen Ohrringe in Goldsiligran hingen so tief, daß sie das Gesicht in seinem Oval umschlossen. Zwischen den feinauslaufenden dunklen Augenbrauen saß der typische winzige kreisrunde schwarze Punkt, der dem Gesicht eine eigentümlichere Wirkung verlieh, als jedes Schönheitspflasterchen kulturüberfüllter Kosmopoliten es vermocht. Das dunkle Haar lag im Scheitel weich über den Ohren und vollendete den Eindruck von Natürlichkeit, von Echtheit, von mimosenartem Dasein. —

Was bedeutete ihr Tanz? Ein langsames Erwachen der Lotosblume. Ein dem Mondlicht sich entgegen dehnendes Strecken und Sehnen. Und dann ein langsames Dahinsterben in Liebesweh und Verlassenheit, als das Mondlicht langsam im Urwaldsee verschwand und den See in tiefere Dunkelheit tauchte. —

Dieser Tanz, eigentlich diese Tanzpantomime, war das Werk, die Initiative von Don Ramon. Er war ein feiner Kopf und kannte die gute Literatur auch anderer Nationen, soweit man sie in spanischen Übersetzungen besaß.

Seines „Buch der Lieder“ machte den tiefsten Eindruck auf Don Ramon. Eine gute Übersetzung vermochte den Zauber der Sprache und die Poesie der Gedanken zu erhalten. Am nachhaltigsten wirkte Heines Gedicht: „Die Lotosblume“ auf ihn. In Majan fand er jetzt eine Verkörperung dieser Lotosblume! So begeisterte er Majan, — als er ihr das Gedicht auf Spanisch vorgetragen, — zu dieser ebenso eigenartig ausgestalteten, wie reizvollen Tanzpantomime.

Die Lotosblume fürchtet sich

Vor der Sonne Pracht.

Und mit gesenktem Haupte

Erwartet sie die Nacht. —

Der Mond, der ist ihr Buhle,

Er weckt sie mit seinem Licht,

Und ihm entschleierte sie freundlich

Ihr frommes Blumengesicht. —

Sie blüht und glüht und leuchtet,
Und starret stumm in die Höh' —
Sie duftet und weinet und zittert —
Vor Liebe und Liebesweh —!

Sie war die Lotosblume, die — von den Mondstrahlen wachgeküßt — aus den weißen Blütenkelchen aus dem stillen Urwaldsee emporstieg! Sie neigte sich, dehnte sich dem Mondlicht entgegen, als ihrem einzigen Buhlen, um zu welken, zu sterben, wieder in der Tiefe zu versinken, vor Liebe und Liebesweh, als die Mondstrahlen weiter über die Welt wanderten — und die Lotosblume verließen. — — —

Atemlos verhielt sich das Haus. Gerade im Gegenjaß zu den vorhergehenden Bildern, mit ihrem Lärm, ihrem rhythmischen Fußestampfen und Kastagnettenklappern, der rauschenden Musik und dem Durcheinanderwirbeln all der vielen buntfarbig gekleideten Mitwirkenden, wirkte dieses Bild umso tiefer in seinem Stimmungsgehalt, seiner Poesie und der lieblichen Darstellung durch Majan.

Müde und schicksalsergeben senkte die Lotosblume ihr artiges Haupt in beginnendem Sterben und Verwelken, als die Mondstrahlen verblakten. Im beginnenden Sterben und Verwelken schlossen sich wieder die Blütenblätter, und sie versank wieder langsam in die Tiefe. —

Wurde die russische Tänzerin Pawlowa berühmt durch ihre Nummer als „Sterbender Schwan“, so errang sich die Tänzerin Majan einen neuen Ruhm durch ihre Tanzpantomime als „Sterbende Lotosblume“.

Langsam erhellte sich die Bühne wieder. Man sah die andalusischen Mädchen wieder beim Bestücken des „Manton de Manila“. Große weiß-geköppte Lotosblumen waren jetzt auf der weißen Seide erstanden und zierte den Manton! —

Don Ramon saß unbeweglich, während um ihn der Beifall toste. Nicht nur die Spanier als Landsleute rasten vor Beifall, auch die verwöhnten Pariser und Großstadtmenschen feierten diese aparte, die für Majan selbst so typische künstlerische Gabe. — Seit Monaten saß ihm der Schmerz über die Verstümmung und Verbannung aus der Heimat wie ein verwundeter Dorn am Herzen. Immer hatte er sich heldenhaft zusammen genommen und war äußerlich stark geblieben. Jetzt aber, wo der Triumph von Majan künstlerisch auch sein Triumph als ihr Ratgeber wurde, lösten sich diese Freude und der schlummernde Schmerz zu Tränen, die er kaum zu meistern vermochte. Er belämpfte sie, er schämte sich ihrer. Und doch vermochte er in seinem leidenschaftlich empfindenden südländischen Temperamente nicht, sie vollkommen zu unterdrücken. —

Majan besaß den künstlerischen Geschmack, auf den tosenden Beifall hin nicht noch einmal vor dem Vorhang zu erscheinen, um durch ein paar Verbeugungen unter einem konventionellen Pächeln zu danken, und den Eindruck zu verwischen, den ihre sterbende Lotosblume in ihrer Poesie, ihrem vereinsamten Liebes Schmerze soeben geschaffen. —

Don Ramon aber benutzte die allgemeine Spannung: ob sich Majan jetzt noch einmal zeigen würde, um unbemerkt die Loge zu verlassen. Der Reiz der Vorstellung war jetzt für ihn verschwunden, wo Majan für diesen Abend die Bühne verließ. Er hatte mit Majan verabredet, daß sie bereits vor Schluß das Theater verlassen und sich in seinem wartenden Auto treffen wollten, um dem nachfolgenden Gedränge aus dem Wege zu gehen. (Fortsetzung folgt.)

Vom Gewissen.

Von Richard v. Schaulal.

Gewissenlosigkeit ist der größte Vorwurf, den man einem Menschen machen kann, weil Gewissen, Verantwortlichkeit, das einzige ist, was ihn über die Natur erhebt.

Gewissenhaftigkeit auszubilden, ist das Höchste, was der Mensch, ein Schwächling auch in seiner Stärke, im Sittlichen und im Geistigen erreichen kann.

Ringkampf auf der Mississippi- brücke.

Von Volkmar Ivo.

Der „Saloon“ des Mr. Burtley, der in Chicago in einer schmutzigen Seitenstraße der fünften Avenue liegt, fällt sich am Abend langsam, denn das tägliche Wettrennen der Arbeitslosen um die ersten Exemplare der Chicagoer „Abendpost“, die in jeder Nummer die freien Arbeitsstellen veröffentlicht, war schon vorbei. Wie an jedem Tag hatten sich vor den Ausgabeschaltern der Zeitung etliche hundert Arbeitslose zusammengebrängt, hatten die ersten Exemplare der „Abendpost“ an sich gerissen und rasch die offenen Stellen überflogen, ein Teil war dann sofort davongetrennt, um die harte Arbeitsuche aufzunehmen, aber der Großteil der Leser hatte wieder nichts gefunden und zog enttäuscht ab, und nur die Glücklichsten, die noch 10 Cent in der Tasche hatten, gingen in den „Saloon“ Burtleys, um wenigstens im Gespräch mit den Schicksalsgenossen Trost zu finden, sich für eine Stunde zu wärmen und den Magen zu füllen. Da hockten alte, ausgemergelte Männer neben jungen Burschen, die noch an das Leben glaubten, Frauen und Mädchen in sadenscheinigen Kleidern saßen neben abgerissenen Stromern, und Mr. Burtley hatte keine leichte Arbeit, denn er forderte von jedem Gast zuerst schroff die 10 Cent, bevor er den Teller mit gehacktem Rindfleisch, mit Speckleber oder heißer Wurst auf den Tisch stellte.

Sein „Saloon“ war ebenso schmutzig und eng wie alle die „Shouses“ — man nennt drüben die kleinen Speisehäuser „Shouses“ — und bestand aus einem einzigen Raum, der durch eine Bretterwand in zwei Hälften getrennt war, in der einen befand sich die Küche, in der andern die Tische und Bänke, und die Bar, an der ein dünnes Bier ausgeschenkt wurde.

Mr. Burtley hatte aber auch ein gutes Auge für seine Gäste und als jetzt ein abgemagerter Mann, dem die Knochen aus den Wangen stachen, einen Teller Hafergrütze mit Milch verlangte und nicht die 10 Cent dafür vorweisen konnte, musterte der Wirt kurz die Runde, die neben dem Mann am Tische saß. Das war seine gewohnte Aufforderung, entweder für die Beche des zahlungsunfähigen Kameraden aufzukommen oder das Lokal zu verlassen, und diese stumme Aufforderung blieb selten ohne Erfolg, denn jeder gab sein letztes, bevor er zusah, wie sein Nachbar wieder hungrig fortstief.

Aber diesmal rührte sich niemand, denn an dem Tische saßen lauter arme Teufel, die ihre 15 Cent für das Matragelager im Massenquartier brauchten, und der Wirt gab dem Manne schon einen nicht mißzuverstehenden Wink, als vom Bartisch herüber Fred Lane, dem die Sohlen von den Schuhen hingen, laut in die Stube rief:

„Gentlemen, wenn dieser Junge hungrig vom Tisch aufsteht, ist keiner von euch wert, daß man ihn anspuht! Es ist Frank, der die Burlingtonbrücke über den Mississippi für die Tramps frei gemacht hat. Hier sind 5 Cent! Burtley ein Steal mit Statlartoffeln, Kaffee und Butter für den Mann. 10 Cent fehlen noch!“

Er sah um sich, fing zwei 5-Cent-Stücke, die gegen ihn flogen mit der Hand und reichte sie dem Wirt. Frank hob müde den Kopf, nickte den Spendern zu, wehrte ärgerlich ab, als einige fragten, was er auf der Burlingtonbrücke großes geleistet habe, verzehrte heißhungrig sein Essen und ging.

Als er das Lokal verlassen hatte, stand Lane auf. Sofort war ein Rudel Neugieriger um ihn, er zog die Hände aus den Hosentaschen, brannte sich eine Pfeife an und begann zu erzählen:

„Das war vor vier Jahren, Gentlemen! Da saßen wir zu acht in Burlington und bliesen Trübsal. Wir hatten uns nach der Ernte von Kansas bis zum Mississippi durchgejumpt, von Zug zu Zug, immer nach jedem Bahnhof auf einen Lastwagen hinauf und vor dem nächsten wieder herunter, aber in Burlington war Schluß mit der Fahrt, denn da hieß es, daß über die Brücke kein Tramp hinübertomme, die Direktion der Linie hatte zwei riesige Reger angestellt, die vor der Brücke auf diezüge sprangen und jeden Tramp, der sich nicht selbst davonmachte, erbarmungslos herunterschmissen. Wenige Tage zuvor war einer unter die Räder gekommen und zwei flogen im Bogen in das Wasser.“

Wir waren zwar zu acht und hatten schon manchen Kampf mit den Zugbegleitern bestanden, aber vor den Regern auf der Brücke hatte jeder Angst, denn wir konnten nicht unbemerkt alle auf einen Wagen hinauf, und einzeln war gegen die ausgefressenen Schwarzen nicht aufzukommen.

So saßen wir hungrig in dem Neste, suchten und wollten schon zurückhumpen, aber da kam Frank an. Der Mann ist heute nur mehr ein Schatten von damals, er hatte Fäuste, die jeden von uns schwindlig machten. Er war ganz allein von Kalifornien herübergekommen. Als wir ihm erzählten, daß die Brücke unpassierbar sei, lachte er nur, nannte uns feige Schafe und erklärte, daß er die Brücke für einige Zeit für die Tramps freimachen wolle. Wir warteten also auf den nächsten Güterzug, sprangen der Reihe nach auf, Frank gleich auf einen Wagen hinter der Lokomotive. Er winkte lachend zu den Heizern hinüber, die als

Antwort vor der Brücke Halbdampf fuhren, und da sprangen auch schon die zwei Reger auf den Kohlenwagen Franks. Er hockte wie ein Panther auf den Kohlen, schmiß mit den großen Klößen nach dem ersten Schwarzen, der ihn anging und hielt ihn in Schach, aber der zweite kam von hinten, Frank schmiß jetzt auch nach ihm, doch die Reger waren nicht faul und warfen ebenfalls, die Kohlenstücke flogen flogig gegen Frank, der plötzlich aufsprang und seinem nächsten Gegner an den Hals fuhr — im nächsten Augenblick kollerte der Schwarze auf die Brücke, überschlug sich und verschwand unten, während Frank schon einen richtigen Ringkampf auf Leben und Tod mit dem zweiten Schwarzen aufführte. Ich saß etliche Waggons weiter rückwärts, konnte nicht helfen und brüllte dafür wie toll, die Heizer ließen die Dampfpfeife heulen, und einer der Zugbegleiter sprang von der Maschine auf den ersten Wagen, aber er kam zu spät, denn Frank hatte seinen Schwarzen bereits mit einem tüchtigen Kinnhaken wehrlos gemacht, sprang, als der Zug die Brücke passiert hatte, als erster ab, wir andern ihm nach, rannten in die Felder, marschierten dann ein gutes Stück zu Fuß und trampelten schließlich mit Frank bis Chicago.“

Fred Lane brannte sich wieder eine Pfeife an und tat einen Schluck.

„Seitdem ist die Burlingtonbrücke über den Mississippi frei und wenn Frank morgen hier wieder erscheint, so will ich hoffen, daß einer von euch die 10 Cent für sein Essen aus der Tasche zieht!“

Astrologen in Hollywood.

Die Sterndeuter der Filmstars. — Die verblüffenden Prophezeiungen. — Dollarmillionen durch Trübsal und Aberglauben. — Von Chancen und der Prophet. — Der Reinsfall des Sterndeuters.

In Hollywood blüht ein Erwerbszweig, von dem in der Öffentlichkeit noch nicht gesprochen worden ist, nämlich die Astrologie. Die jahrtausende alte Sterndeuterei und die modernste aller Künste leben einträchtig nebeneinander, oder besser gesagt, die Astrologie lebt vorzüglich vom Film. Es gibt mehrere derartige angebliche Hellseher und Propheten, die bei dem Völkchen der Filmstars, Schauspieler und Statisten großes Ansehen genießen, und dieses Ansehen setzt sich in beträchtliche Einnahmen um. Einer von ihnen, der sich mit dem alten Zauberamen Bosco nennt, soll ein Sterndeuter von hervorragenden Fähigkeiten sein. Sein Sprechzimmer hat schon die hervorragendsten Filmschauspieler und Filmschauspielerinnen von Hollywood beherbergt, denn sie alle wollen wissen, was ihnen die Zukunft bringt. Er wird besonders von den weniger bekannten Künstlern und Künstlerinnen in Anspruch genommen, da ihm der Ruf vorausgeht, daß er der Pola Negri, der Gloria Swanson und mehreren anderen hervorragenden Stars ihre Zukunft richtig vorausgesagt habe. Er ist nämlich ein sehr geschickter und raffinierter Bursche, und hat es durch ausgezeichnete Trübsal verstanden, einen hervorragenden Namen als echter Prophet zu verschaffen. Ein mißtrauischer und aufgeklärter Rechtsanwalt in Hollywood fandte nämlich mehrere Damen, die weder Schauspielerinnen sind, noch zum Film gehen wollen, zu dem Mann, um ihn über ihre Zukunft befragen zu lassen. Und siehe da! Alle muhten das Gelohnis der Verschwiegenheit ablegen, und alle erhielten genau dieselbe Auskunft. Der Astrologe sah in seinem prophetischen Geiste, daß die jungen Damen hervorragende Fähigkeiten für den Film hätten, ohne bisher richtig gewürdigt zu sein. Diese letzte „Prophezeiung“ fällt ihm leicht, denn er kennt die Namen und Gesichter aller hervorragender Filmstars, so daß er den anderen prophezeien kann, daß sie noch zu wenig gewürdigt werden. Weiterhin hat er allen die freudige Botschaft mitteilen können, daß sie durch glückliche Umstände in absehbarer Zeit in die vordere Reihe der Filmstars rücken werden. Seine Prophezeiungen stellten also ein sehr kluges Schema dar, das alle Wünsche und Hoffnungen der um ihre Zukunft besorgten Schauspieler und Schauspielerinnen vorzüglich umschreibt. So sind auch die sensationellen Ergebnisse seiner bisherigen Prophezeiungen zu erklären, denn alle Stars, die nach seinen Voraussetzungen tatsächlich große Erfolge aufzuweisen hatten, verkündeten seinen Ruhm, während die anderen Künstler, bei denen die gleiche Prophezeiung bisher noch nicht verwirklicht worden ist, einerseits hoffen, daß sie auch bei ihnen einmal Wahrheit werden wird, andererseits aber zu eitel sind, um zu erzählen, daß sie eine falsche Auskunft erhalten haben. Von Chancen, der vor einiger Zeit verstorbene große Verwandlungskünstler unter den Hollywooder Filmstars, hat sich übrigens kurz vor seinem Tode einmal den Scherz gemacht, den großen Astrologen und Sterndeuter zu überbieten. Er machte eine Waise, in der ihn an dieser Fachmann und Kenner der Hollywooder Filmstars nicht erkennen konnte und gina zu ihm, um ihn

um Rat zu befragen. Als der Astrologe ihm erzählte, daß er einstmals eine große Stelle im Film einnehmen werde, wenn er auch jetzt noch nicht richtig gewürdigt werde, nahm Chanen seine Perücke ab und sein normales Gesicht an und erklärte ihm: „Ach Meister Bosco, ich bin mit dem bisher Erreichten schon ganz zufrieden.“ Der große Sternendeuter starrte entsetzt den berühmten Filmstar an und entschuldigte sich damit, daß er gerade an diesem Tage widrigen Einflüssen der Gestirne unterlegen sei und darum einmal eine falsche Auskunft gegeben habe. Lachend ging Lon Chanen weg und erzählte mehreren Freunden von seinem scherzhaften Erlebnis. Aber Abergläubische sind nicht zu überzeugen, und so tat das dem großen Zauberer keinen Abbruch. In einer Beziehung ist er ganz bestimmt ein Zauberer, denn er versteht es, aus nichts tadelnde von Dollars hervorzuzaubern. Man glaubt, daß der Mann schon Millionär geworden ist, und das alles mit einem billigen und unfehlbaren Trick, der immer einmal zutreffen muß. Auch der „Propheet des großen Wassers“, ein Mann namens Jim Hallworth, erfreut sich eines großen Rufes als Propheet. Er soll früher Goldgräber in Kalifornien gewesen sein, hat aber mit großem Scharfsinn erkannt, daß man aus den Taschen der Menschen mehr Gold holen kann, als aus dem dürren Sande Kaliforniens, besonders dann, wenn man es versteht, auf die Schwächen der Menschen zu spekulieren. Was ihm auf den Goldfeldern nicht gelang, glückte ihm in der Filmstadt, denn er wurde hier zu einem schwerreichen Mann und kann nunmehr lachend auf seine ehemaligen Kollegen herabsehen, die immer noch im Schweiße ihres Angesichts bemüht sind, irgendwo nach Gold zu graben. Jim, der große Geist, empfängt seine Besucher in einem Zimmer, das mit schwarzem Samt ausgefächelt ist und stets in einem geheimnisvollen Dunkel, das nur matt von einer kleinen Lampe erleuchtet wird, daliegt. Neben diesen großen Propheeten gibt es noch ein Duzend kleinere, die alle vom Film vorzüglich leben. Hollywood ist also nicht nur die amerikanische Stadt des Films, sondern auch ein Sammelpunkt der Astrologen.

Curiosa und Anekdoten aus der Zeit Johann Sebastian Bachs.

Zu Bachs Geburtstag (21. März).

Mitgeteilt von Felix von Reuel (Dresden).

Im Jahre 1717 berief bekanntlich Fürst Leopold von Dessau, der „alte Dessauer“, Johann Sebastian Bach an seinen Hof, wo Bach etwa fünf Jahre verblieb. 1723 wurde er dann, als Nachfolger Johann Kuhnaus (1667—1722), nach Leipzig berufen, wo er bis zu seinem Tode im Jahre 1750 als Thomaskantor und Universitätsmusikdirektor gewirkt hat. Im Alumnat der Thomasschule befanden sich zu der Zeit, als Bachs Leipziger Tätigkeit begann, etwa sechzig Sängern. Die Zahl der Alumnen hatte sich seit dem 17. Jahrhundert nicht geändert. Jede Klasse hatte — wir folgen hier den genauen Forschungen und Aufzeichnungen des englischen Bachforschers Charles Sanford Terry — ihren Schlafraum und ihre besonderen Bestimmungen. Die „Ordnung“ für die Sexta bezeichnet eine Reihe von Vergehen und meldet, wie diese jeweils bestraft wurden, folgendermaßen:

1. Wer den Schlüssel verliert oder steden läßt zahlt 4 Gr.
2. Wer die Tür offen läßt, wenn er als Vektor aus dem Zimmer geht zahlt 2 Gr.
3. Wer sich überessen hat (qui vomitat!) zahlt 2 Gr.
4. Wer flucht oder laut und ungehörig spricht zahlt 6 Pf.
5. Wer lästerliche Reden führt, lateinisch oder deutsch zahlt 6 Pf.
6. Wer zu spät aufsteht und das Gebet versäumt zahlt 3 Pf.
7. Wer seine Schlafgelegenheit im Sommer bis um 10 Uhr und im Winter bis um 12 Uhr noch nicht aufgeräumt hat zahlt 6 Pf.

Die Geldstrafen richteten sich nach dem Alter des Übeltäters. Diebstahl wurde in Quarta mit vier, in Quinta mit zwei und in Sexta mit drei Groschen bestraft. Lärmendes Betragen zog in Tertia den Verlust von 3 Pfennigen nach sich, während Deutschreden (!) zwischen dem Morgengebete und dem Mittagessen und nach dem Abendgebet einen Quintaner 3 und einen Sextaner 2 Pfennige kostete. Kleine Zankereien wurden mit 6 Pfennig, ernste Händel mit 2 Groschen gebüßt, wie Sachse berichtet.

Das Gebäude, das dieses historisch berühmte Schulinstitut und Alumnat beherbergte, steht heute nicht mehr. Von den rückwärtigen Fenstern der Schule blickte man übrigens auf die Pleiße mit der Thomasmühle, auf Apels Garten und die „Promenade“.

Welt u. Wissen

Woher unsere Kartenbilder kommen. Jeder Kartenspieler wird sich schon einmal über die merkwürdigen Figuren gewundert haben, die uns auf unseren Karten entgegentreten. Es sind die Zeugen ferner Vergangenheit aus den Tagen der Entstehung unserer Kartenspiele, die sich hier noch in unsere Gegenwart gerettet haben. Interessante Mitteilungen über diese Geschichte unserer Kartenbilder enthält eine Soeben in England erschienene umfassende Darstellung des Kartenspiels von Gurney Benham. Dieser Gelehrte wendet sich gegen die oft vertretene Auffassung, daß das Kartenspiel aus dem Orient zu uns gekommen oder gar von einem wahnsinnigen französischen König zu seiner Unterhaltung erfunden worden sei. Er vertritt die Anschauung, daß das Kartenspiel selbständig in unserer Kultur aufkam, als durch den Holzschnitt die Möglichkeiten zur Vervielfältigung der Bilder und zu einer verhältnismäßig billigen Herstellung gegeben waren. Nur dadurch wurde die Verbreitung des Spiels ermöglicht. Ein Spiel von 78 „Tarot-Karten“, dessen Ursprung dunkel ist, kam bereits im 15. Jahrhundert in Italien auf, und aus dieser Zeit stammen ja auch die ersten deutschen Kartenbilder. Zweifellos wurden zunächst wirkliche Herrscher und Herrscherinnen auf den Karten dargestellt. Der Herrscher wurde unter dem Bilde Karls des Großen gegeben, während die Herrscherin, die auf französischen Spielen Judith heißt, vielleicht eine Gattin des ersten Kaisers des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation, vielleicht aber auch die biblische Gestalt war. Von all diesen Figuren ist der Herrscher am interessantesten, denn sein Ursprung wird von dem Leutnant der Jungfrau von Orleans La Hire hergeleitet, einem kühnen Gasconner, um den sich gegen Ende des 15. Jahrhunderts eine blühende Legende gebildet hatte. Das Zeichen, das wir heute Pik nennen, bedeutete ursprünglich das Schwert, und der Schwertkönig war auf den ältesten französischen Kartenspielen David, die Königin Pallas Athene. Auf diesen französischen Spielen erscheint auch zuerst „Karo“, das einen Pfasterziegel bedeutete. Unter diesem Zeichen wurden die Städtebauer und die Geldmänner dargestellt, und als Karo-König erscheint merkwürdigerweise zuerst Julius Cäsar. Die Kartenbilder haben im Laufe der 400jährigen Geschichte der Karten vielfache Abwandlungen erfahren, die häufig geschichtliche Ereignisse widerspiegeln. So wurden zum Beispiel in der französischen Revolution die Könige durch „Weise“ ersetzt, unter denen neben dem antiken Solon auch der moderne Rousseau erscheint; an die Stelle der Königinnen traten die „Tugenden“. Die herrschende Mode ist ebenfalls von Einfluß gewesen, und so manche Kartenspiele bilden heute eine wichtige Quelle für die Geschichte der Tracht.

Humor des Auslandes.

Am Telephon.

Der Professor: „Wie? Sie verstehen meinen Namen nicht? Ich werde also buchstabieren: B wie Brontofaurus, R wie Ramayana, A wie Athanasius, U wie Uambara und K wie Keptunismus.“ (Answers.)

Boheme.

„Eugen, was für ein Quasim! Kannst du denn nicht mal Feuer anmachen? Erst zu unterst ein paar Holzschnitte, darauf kommen dann die Kohlezeichnungen.“ (Mre.)

Vergleich.

„Nun, wie ist deine neue Stenotypistin?“ — „Wie Greta Garbo!“ — „So schön?“ — „Nein — so müde!“ (Sondagnisse.)

Jeder nach seiner Art.

„Treiben Sie eigentlich auch Sport, Herr Wippchen?“ — „Natürlich! Wie sollte man sich sonst gesund erhalten!“ — „Ganz Ihrer Meinung! Welche Sportart betreiben Sie denn?“ — „Ich sammle Briefmarken.“ (Passing Show.)

Beim Tanz.

„Fällt es Ihnen denn so schwer, Herr Janzen, im Takt zu bleiben?“ — „Keineswegs, anädiges Fräulein, nur die Musik lenkt mich so ab.“ (Kasper.)